Franz V.E. Ginner

Im Namen des Gesetzes: „Sei stad!“

Erinnerungen eines Landgendarmen

V. F. SAMMLER

FRANZ V. E. GINNER

IM NAMEN DES GESETZES: „SEI STAD!“

Franz V. E. Ginner

Im Namen des Gesetzes: „Sei stad!“

Erinnerungen eines Landgendarmen

V. F. SAMMLER

Abbildungsnachweis:
Umschlagfoto: Günther Pichler, Steyrling. – Die Fotos im Text wurden dem Verlag vom Autor freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Hinweis:
Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die zum Schutz vor Verschmutzung verwendete Einschweißfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefelfrei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, ist voll recyclingfähig und verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig.

ISBN 3-85365-219-0
ISBN 978-3-85365-219-0
ISBN 978-3-85365-262-6
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.
© Copyright by V. F. Sammler, Graz 2006
Layout: Klaudia Aschbacher, A-8111 Judendorf-Straßengel
Gesamtherstellung: [redacted]
Printed in Austria

Inhalt

„Im Namen des Gesetzes: Sei stad!“
Mein Berufswechsel

In der Gendarmerieschule Linz
Die Instruktoren
Unsere Lehrer
Die grauen Götter und ihr Olymp
Von den Probegendarmen
Der Unterschied zwischen Gendarmerie und Polizei
Die Gendarmerieschikurse

Der alpine Exekutivdienst im Pyhrn-Gebiet
Der Ort Spital am Pyhrn
Der Gendarmerieposten
Mein erster Postenkommandant
Mein zweiter Postenkommandant
Die eingeteilten Beamten
Die Postenbedienerin
Meine Selbstdarstellung

Der normale Gendarmeriedienst
Unser Abteilungskommandant

Aus dem Dienstbetrieb geplaudert

Allerlei Kriminelles

Der Hochalpindienst

- *Der alpine Alltag*
- *Die Dachsteinkatastrophe 1954*
- *Von der hochalpinen Leichenbestattung*
- *Jagdliche Alpineinsätze*

Der Bezirksposten Kirchdorf a. d. Krems

- *Mein Leben als Landgendarm*
- *Die Kriminalfotografie*
- *Im Verkehrsdienst als weiße Maus*

Mein „Spartenwechsel“

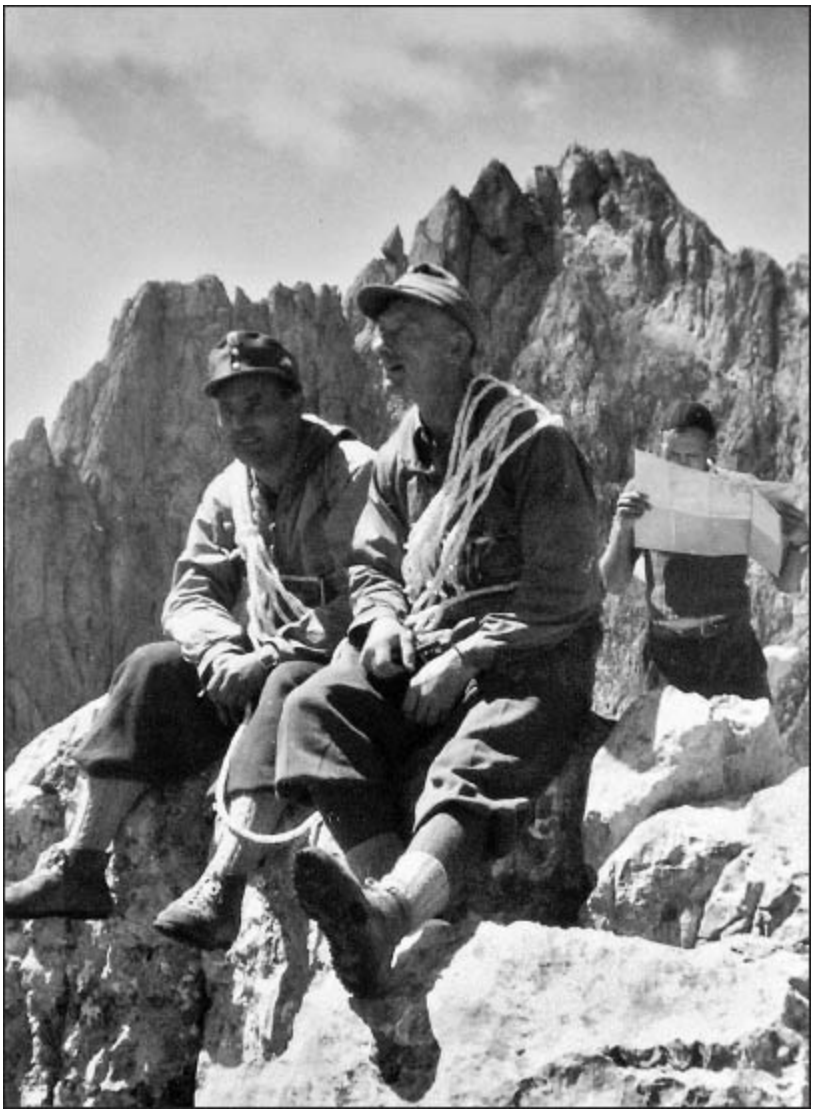
Epilog

Kleines Lexikon der Gendarmerie-Ausdrücke

„Im Namen des Gesetzes: Sei stad!“

Der Gendarm hatte bei seinem dienstlichen Einschreiten die Formel: „Im Namen des Gesetzes“ auszusprechen. Damit diese Mahnung, daß er nicht aus eigenem Interesse, sondern eben im Namen oder Auftrag des Gesetzes handelt, nicht zur abgedroschenen Floskel wird, wurde im normalen Außendienst darauf verzichtet. Nur bei vorläufigen Festnahmen, im Dienstjargon „Verhaftung“ genannt, bei Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmen mußte der Ernst der Situation durch das Aussprechen der Formel „Im Namen des Gesetzes“ unterstrichen werden.

Ein lieber Berufskollege und Bergkamerad von Tiroler Herkunft machte in Gosau am Dachstein Dienst. In einem Wirtshaus brach ein Streit aus, und der Wirt telefonierte den Rayonsinspektor Ernst um Hilfe. Dieser betrat in voller Rüstung die Gaststube und rief: „Ruhe!“ Die Streitenden ließen von ihrem lauten Wortgefecht nicht ab. Da trat Ernst zum Wortgewaltigsten der Streithähne, legte seine rechte Hand auf dessen Schulter und sagte in befehlendem Ton: „Stüger! Im Namen des Gesetzes: Sei stad!“ In der Gaststube wurde die Komik der Situation erfaßt. Lautes Lachen brach aus, in das die Streitenden ebenfalls einstimmten. So hatte sich das alte Volkslied bewahrheitet: „A richtiges Wörtl zur richtigen Zeit macht irwad an Menschen die allergrößte Freud“ und die nicht ganz instruktionsgemäße Verwendung des „Im Namen des Gesetzes“ zu einer raschen und guten Lösung eines bedrohlich werdenden Konflikts geführt.



Meine Bergkameraden Helmut Urstöger und Ernst Greger (Mitte) bei der Gipfelrast auf dem Totenkirchl im Wilden Kaiser, 20. Juli 1953. Von Gregor stammt der Ausspruch: „Stüger! Im Namen des Gesetzes: Sei stad!“

In früheren Zeiten war der Landgendarm, der allgemein mit „Herr Inspektor“ angesprochen wurde, eine Respektsperson, die zu den Honoratioren des Ortes gezählt wurde. Der Postenkommandant war der „Herr Oberinspektor“, und die Ehefrauen der Gendarmen wurden zumeist mit „Frau Inspektor“ tituliert. Damals dachte keine Menschenseele daran, daß dereinst auch Frauen den Beruf eines Gendarmen ausüben würden. Allerdings ist zwischen „früher“ und „heute“ ein gewaltiger Unterschied.

Der Gendarmeriezentralkommandant der Nachkriegszeit hatte den eisernen Grundsatz: „Der Grundpfeiler des Gendarmeriedienstes

ist die Fußpatrouille!“ Bereits eine Fahrradpatrouille war ihm suspekt, und ein Patrouillendienst mit Dienstmotorrad, Beiwagenmaschine oder gar Automobil war für ihn undenkbar. Wie sollten seine Gendarmen von einem dahinflitzenden Fahrzeug aus Gelegenheit haben, mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen?

Der besagte Außendienst, der von jedem „Eingeteilten Beamten“ monatlich geleistet werden mußte, bestand aus mindestens zweihundertachtundvierzig Stunden in Fußpatrouillen. Im östlichen Salzkammergut, wo ich Dienst verrichtete, gab es bei jeder Patrouille erkleckliche Höhenunterschiede zu überwinden. Es mußte der gesamte Überwachungsrayon von allen Beamten des Postens in regelmäßigen Abständen „abpatrouilliert“ werden. Dazu gehörten auch alle Almen und Schutzhütten. Für Frauen wäre dieser Patrouillendienst körperlich kaum zu ertragen gewesen. Außerdem gab es damals nur in Einzelfällen sportlich durchtrainierte Frauen oder Mädchen.

Der Gendarmeriedienst war somit bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine reine Männerdomäne. Nur die „Postenbedienerin“, wie die Aufräumfrau damals genannt wurde, hatte dienstlichen Kontakt und wurde sogar zur Leibesvisitation von Frauenspersonen herangezogen. Zu den Vertretern weiblichen Geschlechts, mit welchen Gendarmen in näheren Kontakt kamen, zählten die „Postfräuln“, die Telefonistinnen der Post- und Telegrafenverwaltung.

Im Gendarmeriegesetz aus dem Jahr 1894 wurde die Gendarmerie als ein „uniformierter, bewaffneter, nach militärischem Muster organisierter Zivilwachkörper zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit“ beschrieben. Das militärische Muster wirkte sich zuerst in der hierarchischen Struktur und dann in der geforderten „Subordination“, der Unterordnung unter den Willen eines Höheren, aus.

Die Gendarmerieoffiziere, die damals „nur leitende Beamte“ waren, gebärdeten sich wie die Götter und beherrschten die ihnen Untergebenen mit größter Strenge. Dies führte dazu, daß der Kommandant unserer Gendarmerieabteilung den Spitznamen „Gott“ bekam.

Mein Berufswechsel

Mein innigster Berufswunsch seit meinem Volksschulalter war, Förster zu werden. Dem Wald, seinen Tieren und dem Holz galt mein Interesse, ja ich kann ruhig sagen, meine ganze Liebe. Um im „tausendjährigen Reich“, wie die Zeit zwischen 1938 und 1945 bei uns genannt wurde, Förster zu werden, mußte man vorerst eine zwölfjährige Militärdienstzeit bei bestimmten Wehrmachtsteilen ableisten. In den letzten zwei Jahren wurde eine Forstschule besucht. Das „Merkblatt für den gehobenen Forstdienst“ hatte ich lange Jahre aufbewahrt.

Mit dem Kriegsende traten wieder die alten österreichischen Bestimmungen in Kraft. Die erste Voraussetzung, die Ablegung des „Kleinen Abiturs“, hatte ich nach Kriegsende geschafft. Ja ich bekam sogar von der Landesforstdirektion Niederösterreich eine Stelle als Praktikant zugewiesen.

Als ich mich beim Forstmeister Hohenwarter im Forstamt Lunz am See zum Antritt der forstlichen Vorpraxis meldete, sagte der Herr Forstmeister: „Ja sand denn die in Wean ganz deppat? Pro tausendfünfhundert Hektar darf ich nur einen Praktikanten haben, und i hab eh schon einen zu viel. Kommen S’ im Frühjahr wieder, vielleicht ist dann einer in die Forstschule gekommen!“

Im Frühjahr hatte der Forstmeister zwar einen Praktikanten in die Forstschule schicken können, dafür jedoch einen Bauernsohn bekommen, der sich wegen seiner Specklieferungen zur Landesforstdirektion qualifiziert hatte. Mein Manko war neben dem Mangel an Landesprodukten mein Geburtsdatum. Alle aus der Gefangenschaft Entlassenen wurden mir jungem Hupfer vorgezogen.

Ich machte aus der Not eine Tugend und wurde im Bezirk Amstetten in der sowjetischen Besatzungszone Bauernknecht. Nach zwei Jahren erhielt ich in meinem Heimatort Bad Ischl zuerst eine Anstellung als Holzknecht und dann eine Lehrstelle als Drechslerlehrling.

Auf diese Weise war ich mit dem Holz verbunden und hoffte noch immer auf einen Praktikantenplatz. Ende 1950 ging meine Lehrzeit zu Ende, und die erste Arbeitslosenkrise brach aus. Meinen Quartier- und Kostplatz bei einer fünfundsiebzigjährigen Großtante mußte ich

aufgeben, und so stand ich mittellos vor einer drohenden Obdachlosigkeit.

In der Drechslerwerkstätte in Pfandl hatten wir neben dem Wasserrad ein Holzhäuschen mit Herzöffnung und direkter Wasserspülung durch den Wehrbach. Auf dem als Häuslpapier zugeschnittenen Zeitungsausschnitt der Parteizeitung meines Lehrmeisters las ich bei den Stellenangeboten, daß das Landesgendarmeriekommando für Oberösterreich junge Beamte einstellte und daß Bewerber, die bestimmte Voraussetzungen erfüllt und eine Aufnahmsprüfung bestanden hätten, aufgenommen würden.

Die ledigen Gendarmen waren damals auf den Dienststellen kaserniert. Der Hungerlohn dieser Staatsdiener war aber gegenüber meinem bisherigen Einkommen als Bauernknecht, Holzknecht und Drechslerlehrling immerhin eine ganz gewaltige finanzielle Besserstellung. Auf meinen Bergtouren hatte ich auf Schutzhütten und im alpinen Gelände immer wieder Gendarmen angetroffen. Aber auch in der Stadt meiner mütterlichen Ahnen, in Bad Ischl, waren die Herren Inspektoren lauter angesehene Persönlichkeiten. Auf dem Land und bei der bäuerlichen Bevölkerung hingegen traten die „Inschpektan“ als rechtskundige Bewaffnete nahezu wie kleine Götter auf. Würde ich bei der Gendarmerie aufgenommen werden, so hätte ich damit mehrere Ziele erreicht. Zuerst wäre ich die Unterkunftssorgen los, weiters hätte ich Aussicht, im Alpindienst viel in meinen geliebten Bergen zu sein, und schließlich wäre damit ein bedeutender sozialer Aufstieg verbunden.

Also schrieb ich meinem Vater meine Absicht und ersuchte ihn, die mir fehlenden Dokumente zu schicken. Diese Papiere kamen mit einem Brief und dem väterlichen Kommentar: „Was? Zu dem Dodelhaufen willst du gehen?“

Ungeachtet der väterlichen Warnung verfaßte ich das Bewerbungsschreiben und harrte der kommenden Dinge.

Nach einiger Zeit kam der Herr Postenkommandant persönlich in die Werkstätte und verlangte mich unter vier Augen zu sprechen. Er hatte vom Landesgendarmeriekommando die Mitteilung erhalten, daß ich mich um die Aufnahme beworben habe, und wolle mich als zukünftigen Kollegen kennenlernen. Vor lauter freudiger Erwartung merkte ich gar nicht, daß dies die erste Lüge war, die ich aus eines

Gendarmen Mund vernommen hatte. In Wahrheit hatte er nämlich nachzuforschen, ob ich für die angestrebte Stellung würdig und geeignet sei. Mein Lehrmeister war ganz aufgeregt, weil er meinte, daß ich etwas angestellt hätte. Als ich aber mit der Wahrheit, die ich bisher vor allen geheimgehalten hatte, herausrückte, steigerte sich die Aufregung nahezu bis zu einem Kreislaufkollaps des Altmeisters.

Obwohl seit diesem Ereignis viele Jahrzehnte vergangen sind, steht es noch ganz lebendig vor meinem geistigen Auge. Es war im wahrsten Sinn des Wortes eine „Scheißhausidee“, die mich in die Reihen des nach militärischem Muster organisierten Zivilwachkörpers führte, der sich seit dem Jahre 1848 „Gendarmerie“ nannte. Einhundertsiebenundfünfzig Jahre hatte diese von Napoleon in Frankreich erstmals gegründete Institution in unserem Land Bestand. Über achtunddreißig Jahre gehörte ich als aktiver Beamter diesem Wachkörper an, und auch als Ruhestandsbeamter gelten für mich die dienstrechtlichen Bestimmungen.

Das Standesansehen

Damit komme ich zu einem Schlagwort, das während meiner aktiven Dienstzeit zu den wichtigsten Tugenden des Gendarmen gehörte: dem Standesansehen, welches der Gendarm in allen dienstlichen und privaten Lebenslagen zu wahren hatte. Ja, das Standesansehen zu wahren, zählte zu seinen wichtigsten Dienstobliegenheiten und wurde von allen Vorgesetzten und Zwischenvorgesetzten peinlich genau überwacht. Verstöße gegen das Gebot des Standesansehens gehörten zu den unverzeihlichen Todsünden. Dieses Standesansehen habe ich auch als Pensionist zu wahren, und damit stehe ich an einer Hemmschwelle, die zu überschreiten ist.

Nach meiner Pensionierung versuchte ich, einen Schlußstrich zu ziehen. Bis auf meine dienstrechtlichen Dokumente wanderte alles, was an den aktiven Beruf erinnern konnte, in den Dauerbrandofen eines Tiroler Bauernhauses. Aber die Erinnerung bleibt, und Fragen nach dem, wie es früher war, tauchen auf. Es kam die Zeit, autobiografische Texte zu verfassen. Bei meinen Erinnerungen an die Dienstzeit bestand jedoch die erwähnte Hemmschwelle.

Es gibt im Beruf eines Exekutivbeamten zum Großteil destruktive Erlebnisse, die sich auch auf Geschehnisse des inneren Dienstbetriebes erstrecken. Dieses zerstörerische Gedankengut sollte nicht durch dessen schriftliche Aufzeichnung verstärkt und konserviert werden. Dafür scheint mir die Tagespresse zuständig zu sein.

Aber es gibt im Leben eines Landgendarmen auch viele heitere Momente, die es wert erscheinen lassen, sie der Nachwelt zu erhalten. Deshalb will ich meine Exekutivdienstzeit als Alpingendarm, Landgendarm und Motorradstreife anekdotenhaft Revue passieren lassen.

Mit dem Amtsgeheimnis habe ich bei diesen Erzählungen keine Schwierigkeiten, weil alle Geschehnisse aus strafrechtlicher Sicht verjährt sind. Die meisten der darin vorkommenden Personen sind bereits im Jenseits gelandet. Auf welcher Seite, wage ich nicht zu beurteilen.

Urteilen und Verurteilen

Das „Nicht-Urteilen“ wurde uns bereits in der Grundschule in Linz zur Pflicht bei unseren Handlungen gemacht. Unsere Aufgabe bestand darin, nur zu ermitteln, Sachverhalte festzustellen, alles zur Be- und Entlastung eines Verdächtigen Dienliche zusammenzutragen, aber es war uns strengstens untersagt, uns selbst ein Urteil zu bilden. Zu urteilen war Aufgabe des Gerichtes. Später habe ich mir die biblisch-christliche Lehre: „Richtet nicht, auf daß auch ihr nicht gerichtet werdet!“ zum Grundsatz gemacht, den ich auch bei meinen Erinnerungen beibehalten will.

In meinen Berichten soll niemand verunglimpft werden. Alle geschilderten Handlungen entsprechen genau dem, was ich erlebt und empfunden habe. Nichts soll dabei beschönigt, aber auch nichts verdammt oder verhöhnt werden. Alle Taten richten sich von selbst, und so manche, die an mir Übles getan haben, wurden bereits von einer „höheren Macht“ durch Schmerz und Leid darauf aufmerksam gemacht, daß sich alle Übeltaten von selbst bestrafen.

Das Jubiläumsjahr 1999

Viel Propaganda für die Gendarmerie wurde im Jahre 1999 betrieben. Im Juni wurde der Tag gefeiert, an dem vor einhundertfünfzig Jahren die Gendarmerie gegründet worden war. 1848 gab es die berühmt-berüchtigte Revolution, die von der k. k. Armee blutig niedergeschlagen wurde. Dies war für den Kaiser der Grund, daß er nach napoleonischem Vorbild vom damaligen Innenminister Dr. Alexander Freiherr v. Bach und dem Feldmarschalleutnant Johann Kempen von Fichtenstamm eine „Gens d'armerie" aufstellen ließ.

Bei meinem Eintritt in die Gendarmerie gab es ähnliche Zustände wie zur Gründungszeit dieses Wachkörpers. Hundertein Jahre nach Gründung der Gendarmerie, im Jahre 1950, gab es in Österreich größere Unruhen. Daraufhin wurde der Personalstand der Gendarmerie aufgestockt. Einen weiteren Grund lieferten die Besatzungsmächte. Die US-Streitkräfte verlangten, daß sich die österreichische Regierung um die innere Sicherheit im Land selbst kümmern sollte. Dazu war auch eine starke Exekutive nötig. Ein Jahr nach meinem Eintritt wurde die B-Gendarmerie geschaffen. Sie sollte der Grundkader für ein späteres Militär werden.

Im Jubiläumsjahr 1999 war noch nicht vorherzusehen, daß bereits sieben Jahre später das Totenglöckchen für die Gendarmerie schlagen würde.

Das nahende Ende

Mit dem Amtsantritt des Innenministers Strasser hatte die Götterdämmerung der österreichischen Bundesgendarmerie begonnen. Die Medienberichte über die geplante Zusammenlegung von Gendarmerie und Polizei mehrten sich. Der erste Dämmerschein fiel, als die seit 75 Jahren bestehende zentrale Bildungsstätte, die Gendarmeriezentralschule, kurz nach ihrem Jubiläum zuerst örtlich verlegt und dann in ihrer bisherigen Struktur zerschlagen wurde. Viele Ratten begannen das sinkende Schiff zu verlassen und wechselten in andere Sparten des Ressorts.

Alljährlich wurde im Juni der Gründung der Gendarmerie und der im Dienste ums Leben gekommenen Gendarmeriebeamten gedacht. Zu diesem Gedenktag fanden sich fast immer hohe Regierungsmitglieder ein. Im Juni 2003 beschränkte sich dieses Gedenken auf kleine interne Gedenkminuten in den Dienststellen. Anscheinend begann man damit den Mantel des Vergessens über diese Institution auszubreiten. Nunmehr war es beschlossene Sache, daß Mitte 2005 die Institution Bundesgendarmerie zu bestehen aufhört und zur Polizei nach europäischem Vorbild wird.

Das bevorstehende Ende der Gendarmerie war mit ein Grund, meine Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und der Gendarmerie wenigstens in Buchform ein kleines Denkmal zu setzen. Es sollte kein heroisches Werk werden. Solche Schriftstücke gibt es in Form von zwei Jubiläumsbüchern[1]. Vielmehr ist der Schreiber bemüht, die menschliche Seite von nahezu vierzig Jahren Gendarmeriedienst in möglichst humorvoller Form darzustellen. Aus vielen, tatsächlich geschehenen Geschichten sollte ein buntes Mosaik des früheren Gendarmeriedienstes – mit den Augen eines Gendarmen gesehen – entstehen.

Die Aufnahmsprüfung

Zur Ablegung der Aufnahmsprüfung in die österreichische Bundesgendarmerie mußte ich in die Landeshauptstadt Linz reisen. In einem Gesundheitsbüro im Finanzgebäude Ost wartete ich mit einer Unmenge weiterer Bewerber auf die amtsärztliche Untersuchung. Jeder wurde peinlich genau auf seine völlige Gesundheit untersucht. Die meisten kamen mit einem verdrossenen Gesicht aus dem Untersuchungszimmer. Sie hatten zumindest die Gewißheit, daß sie nicht völlig gesund waren. Am späten Mittag blieben nur wenige übrig. Am Nachmittag mußten wir in die Schloßkaserne gehen. Dort hatten wir die schriftliche und mündliche Aufnahmsprüfung abzulegen.

In einem Lehrsaal mit langen Schreibtischen warteten wir auf das Kommende. Es erschien ein älterer „Oberinspektor“ mit viel Silberlametta am Kragen und teilte Papierbögen aus. Zuerst wurden uns einige Rechenaufgaben gestellt. Es waren für mich kinderleichte

Aufgaben aus den vier Grundrechnungsarten. Dann erhielten wir neues Papier für ein Diktat, und nachher schrieben wir noch einen Aufsatz über irgendein Thema. Nach der „Schriftlichen“ stellte uns der Herr Kontrollinspektor verschiedene einfache Fragen, die als „Allgemeinbildung“ bezeichnet wurden. Zum Schluß der Prüfung wurden unsere Arbeiten eingesammelt, und mit dem Hinweis, daß wir vom Ergebnis verständigt würden, entließ man uns. Ich hatte ein gutes Gefühl, alles bestanden zu haben.

Das Ende des Zivilistendaseins

Gendarmeriebeamter zu werden, war damals keine Jobsuche; Gendarmeriebeamter zu sein, war eine Berufung. Ohne eine große Portion an Idealismus hätten die Gendarmen damals keinen Gendarmeriedienst verrichten können. Freilich waren das Ansehen, die Uniform, die Bewaffnung und die Hoffnung auf Sicherheit durch Pragmatisierung und Pension Lockmittel. Aber die geringe Freizeit, die kärgliche Entlohnung, die ständig drohenden Gefahren, der von den Vorgesetzten ausgeübte Druck, das Verbot, nebenberuflich etwas dazuzuverdienen, waren Umstände, die von den damaligen Gendarmen auch viel Opfermut verlangten. Das Gefühl, für andere da zu sein, anderen Menschen Sicherheit zu geben, sie aus Gefahren zu retten, ihnen in Rechtsangelegenheiten beratend zur Seite zu stehen – das Gefühl, den Menschen nützlich zu sein, war ein Teil unseres Lohnes. Für viele war die Uniform der Anreiz, diesen Beruf zu ergreifen. Die Uniform des Gendarmen sollte den Staat repräsentieren; sie wurde deshalb von den meisten Vorgesetzten als eine fast sakrale Kleidung, als ein Fetisch angesehen. Der Uniformträger war der dem Volk am nächsten stehende Repräsentant des Staates. Als solcher sollte er sich vom „Zivilisten“ sowohl durch seine auffallende Uniform als auch durch sein untadeliges Auftreten und vorbildhaftes Benehmen unterscheiden. Der Berufsstand des Gendarmen sollte bei der Bevölkerung in hohem Ansehen stehen.

Nach der Aufnahmsprüfung verging nur kurze Zeit, bis ich das erste amtliche Schreiben in der Hand hatte. Darin wurde ich als „Herr Gendarmeriebewerber“ tituliert. Ich sollte mich am 2. Jänner

1951 um 8 Uhr in der Gendarmeriekaserne der Landeshauptstadt Linz an der Donau zum Dienstantritt melden.

Als mein Meister davon erfuhr, drehte er nervlich durch. Den ganzen Tag wurde von ihm nur Ausschuß produziert. Am letzten Arbeitstag veranstaltete er nachmittags eine Abschiedsfeier. Es war eine große Auszeichnung für mich, daß sogar Wein ausgeschenkt wurde, denn mein Meister war sonst sehr knausrig. In der Weihnachtszeit konsumierte ich meinen Resturlaub, um meine Unterkunft aufzulösen. Meine Habseligkeiten brachte ich in einem Koffer unter. Die Bergsteigerausrüstung hatte im Tauernrucksack Platz, und in einer Aktentasche verwahrte ich meine Dokumente und meine Schreib- und Zeichenutensilien. Meine Kleidung bestand aus einem Anorak und einer Kletterhose aus US-Zeltplanenstoff, einer Windjacke aus Segelleinen, einem Gamsfrackerl, das aus einer alten Postuniform geschneidert worden war, einem Wetterfleck aus einer Kamelhaardecke, zwei Keilhosen, die aus alten Uniformhosen angefertigt worden waren, zwei Wollpullovern, einigen Hemden, einer kurzen Lederhose, einem schneidigen Hütel mit Gamsbart, genagelten Haferlschuhen, einem Paar Berg-Schischuhen, Kletterpatschen und einigen Klothhosen, Taschentüchern und Amihandtüchern sowie dem elektrischen Rasierapparat und einer Seifenschale. Weiters besaß ich ein Eßzeug, ein Halbliter-Kaffeehäferl und einen Touristenkocher. Meine Schiausrüstung deponierte ich einstweilen bei meiner Großtante und Zimmerfrau in Bad Ischl.

Meine für die Jagdausrüstung bestimmten Ersparnisse waren während der kargen Lehrjahre aufgebraucht worden. Mein Geld reichte gerade noch zur Fahrt nach Linz und zu einigen Mahlzeiten.

[1] „Die Gendarmerie in Österreich 1849–1924“, Steiermärkische Landesdruckerei Graz; „Die Gendarmerie in Österreich 1849–1974“, Leykam Verlag, Graz – Wien 1974.

In der Gendarmerieschule Linz

Das Einrücken in die Schloßkaserne

Am Linzer Hauptbahnhof stieg mit mir eine Menge Gleichaltriger aus. Mit Koffer und Tasche, manche so wie ich mit einem Rucksack, strebten wir unsicher dem Ausgang zu. In der Nähe des Tummelplatzes konnte man erkennen, daß alle diese jungen Menschen ein gemeinsames Ziel, die Schloßkaserne, suchten.

Wir meldeten uns beim Torposten und wurden in das dritte Stockwerk des altehrwürdigen Festungsbaues verwiesen. In einem großen Saal nahmen wir auf den Barras[2]-Bänken Platz. Ein gegenseitiges Beschnuppern begann. Die Gebirgler, zu denen auch ich gehörte, fanden sich bald in einer eigenen Gruppe zusammen. Plötzlich rief einer: „Heerts, Leidln! I geh telefounieearn!“ Sofort brandete ihm eine Welle der Antisympathie entgegen: „Oi je! A Weana is a dabei!“ war der nahezu einstimmige Kommentar.

Nun begann die zweite militärische Hauptbeschäftigung: das Warten. Die erste dieser Tätigkeiten sollten wir bald kennenlernen: das Beeilen oder, wie wir sagten: das Tummeln. Tummeln und Warten waren seit eh und je die militärischen Hauptbeschäftigungen. Eigenartig war, daß die Linzer Gendarmerieschule am Tummelplatz lag. Im Unterricht erfuhren wir, daß die „österreichische Bundesgendarmerie ein uniformierter, nach militärischem Muster organisierter Zivilwachkörper zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit“ sei. Jetzt wurde uns die Ursache des stundenlangen Wartens offenkundig. Wir waren keine Zivilisten mehr, sondern Uniformträger einer militärischen Organisation. Für uns bedeutete dies keine fremde Welt, denn wir alle hatten entweder bei der HJ eine vormilitärische Ausbildung gemacht, und die Älteren hatten bei der Heimatflak, dem Reichsarbeitsdienst oder der Deutschen Wehrmacht gedient. Einer von uns war bereits vor dem Krieg

österreichischer Probegendarm und später Leutnant der Deutschen Wehrmacht gewesen.

Die Begrüßung

Nach langer Wartezeit kam der Befehl, daß wir uns alle im Lehrsaal 1 zu versammeln hätten. Er war mir bereits von der schriftlichen Aufnahmsprüfung her bekannt. Wir nahmen, soweit es ging, auf den Stühlen Platz. Dann kam ein Gendarm und kommandierte „Habt acht!“ Wir kapierten sofort, daß dies der neue österreichische Befehl für das uns von HJ, RAD und Barras bekannte reichsdeutsche „Stillgestanden!“ war.

Nach kurzer Zeit kamen der uns schon bekannte Kontrollinspektor und ein kleiner, dicker Mann mit schütterem Haar und großen goldenen Kragenspiegeln. Es war dies der Herr Oberst Sch., der zweite Stellvertreter des Herrn Landesgendarmeriekommandanten. Unvergeßlich blieben mir einige seiner Begrüßungsworte: „…und da beschloß das Landesschondarmeriekommando, junge Herren einzuberufen. Und diese Herrn, meine Herrn, sind Sie, meine Herrn.“

Nach der hochoffiziellen Begrüßung mußten wir auf dem Gang antreten und wurden der Körpergröße nach sortiert. Die Größten, von 1,90 m abwärts, bildeten den 1. Zug. Die Kleinsten, bis 1,59 m, waren der 3. Zug oder, wie wir sagten, der Hasenstall. Ich gehörte zur 3. Gruppe des 1. Zuges und kam mit 22 Kameraden in den Schlafsaal 2. Die 1. Gruppe wurde in einem kleinen Saal Nr. 1 „bequartiert“.

Das Kasernenleben

Wir bekamen ein Bett, einen Hocker und die Hälfte eines Spindes der ehemaligen Deutschen Wehrmacht zugewiesen. Dann faßten wir in der „Fetzenkammer“, dem Bettenmagazin, zwei Wolldecken, zwei Leintücher und einen Kopfpolster samt Überzug aus und wurden im vorschriftsmäßigen Bettenbau unterwiesen. Auch die Wehrmachtsdiener mußten umlernen, denn auch beim Bettenbau

unterschied sich das alte österreichische Bundesheer vom preußischen Kommiß.

Zwischendurch gab es im Speisesaal ein Mittagessen von guter Qualität und ausreichender Menge. Dann ging es entweder hektisch zu, weil irgendwelche Sachen ausgegeben wurden oder zu „fassen“ waren, und dazwischen hieß es wieder warten. Es war ein derart turbulenter Tag, daß mir Einzelheiten entfallen sind. Trotz der vielen Zimmergenossen hatten wir eine herrliche Nachtruhe. Das Stahlrohrbett mit den Roßhaarmatratzen war nach den vielen Jahren, als ich einen Strohsack als Schlafunterlage hatte, direkt luxuriös.

Die sanitären Verhältnisse und die Verköstigung

Am nächsten Morgen weckte uns die Trillerpfeife des Lehrers vom Dienst: „Tagwache! Alles aufstehen“. Der Waschraum war ein großes Zimmer mit Steinboden. An zwei Wänden war eine Blechrinne befestigt. Oberhalb dieser breiten Rinne befanden sich eine Anzahl Kaltwasserhähne und einige Spiegel. Zum Glück hatte ich einen elektrischen Rasierapparat und brauchte nicht um einen Platz zum Rasieren zu kämpfen.

Nach der Morgenwäsche kam ein zweites Signal mit der Trillerpfeife: „Kaffeeholer raustreten!“ Zwei Mann vom Stubendienst mußten mit großen Blechkannen in die Dienstküche marschieren und von dort schwarzen, gezuckerten Kaffee und für jeden Schüler zwei Semmeln holen. Jeder von uns hatte seine eigene Kaffeetasse, und den „Negerschweiß“ gab es in ausreichender Menge. Auch tagsüber konnten wir uns den kalt gewordenen Kaffee aus der Kanne ausschenken. Butter, Marmelade oder sonstige Zugaben mußten wir uns aber dann selbst besorgen. Wegen der fehlenden Kühlmöglichkeit gab es keine Milch.

Auch vieles andere, was uns heute als selbstverständlich erscheint, gab es damals nicht. Keiner von uns Schülern hatte einen Rundfunkempfänger. Eines Tages brachte einer meiner Schlafsaalgenossen ein Grammophon mit. Dazu einige Schallplatten, von denen mir der Schlager „Gitarren, spielt auf!“ in Erinnerung geblieben ist. Der Stubendienst erhielt die Aufgabe, in der Früh nach

dem Wecken unser „Russenradio“, wie wir das Grammophon nannten, anzukurbeln. Ließ das Federwerk nach und begann die Musik zu leiern, so gab der Nächstbeste durch einige Kurbelumdrehungen unserer Musikanlage neue Kraft. Bis zum Kursende blieb das „Russenradio“ unsere einzige Musikquelle.

Abends veranstalteten einige Kameraden öfters ein Budenkonzert. Einer hatte eine Gitarre und eine schöne Singstimme. Er brachte eine Menge mir unbekannter Melodien und Parodien auf bekannte Schlager zum besten. Seit dem Kriegsende hatte ich kaum Möglichkeit gehabt, Radio zu hören. Ich kannte von meiner Mutter her sowie von den Schutzhütten und Almen die Volkslieder des Salzkammerguts und etliche Gstanzln. Deshalb klang die Musik des Kameraden in meinen Ohren sehr fremdländisch und blieb vielleicht deshalb stark in meiner Erinnerung verankert.

Die militärische Ausbildung

In den nächsten drei Monaten erhielten wir vorwiegend eine militärische Ausbildung. Bundesheer gab es damals keines, und die US-Besatzungsmacht griff in innerösterreichische Angelegenheiten nicht mehr ein. So fand es die Regierung nötig, eine Einsatztruppe für besondere Ruhestörungen zu schaffen. Laut Dienstinstruktion gab es zwar die Möglichkeit, in Form einer „Konzentrierung“ Postengendarmen zu einer militärischen Einheit zusammenzufassen. Diese Vorgangsweise war angesichts der damaligen Nachrichtenmittel und Transportmöglichkeiten aber sehr zeitaufwendig. Deshalb schuf man in den Bundesländern Schulabteilungen in der Stärke einer Kompanie. Erst 1952 errichtete man die B-Gendarmerie als eine Art „Bereitschaftspolizei“ und als Basis für ein späteres Bundesheer.

Für uns Gendarmerie-Aspiranten wirkte sich dies auf die Freizeit nachteilig aus. An Wochenenden hatte immer die Hälfte unserer Kompanie unbezahlten Bereitschaftsdienst.

Auf dem Burghof der Schloßkaserne wurde zuerst gruppenweise, später im Zugsverband und dann als Kompanie exerziert. Wir wurden auf die alten österreichischen Kommandos umgeschult, klopften Gewehrgriffe, lernten Bajonettfechten und übten den alten

österreichischen Parademarsch im Stechschritt. Nach jedem Exerziertag mußten wir die Waffen reinigen. Bewaffnet wurden wir mit dem alten Karabiner 98 K der Deutschen Wehrmacht, dessen Riemen auf österreichisch umgebaut worden war. Zum Karabiner gehörte ein Bajonett mit Portepee, einer silberfarbigen Quaste. Das Bajonett mußten wir als Bewaffnung tragen, wenn wir in Uniform ausgingen.

Mit der Uniformierung gab es Anfangsschwierigkeiten. Ich bekam erst nach einigen Tagen eine passende Uniform. Die damaligen Uniformen waren aus grobem gendgrauem Tuch angefertigt. Die Uniformbluse hatte einen Stehkragen, auf dem die roten Kragenspiegel aufgenäht waren. Als Hilfsgendarmen oder, wie es amtlich hieß: „Vertragsbedienstete des Gendarmeriedienstes“, kurz „VBfdGD“ genannt, hatten wir auf dem roten Kragenspiegel einen silbernen Stern und die goldene Granate als Korpsabzeichen. An der Innenseite des Kragens mußten wir einen weißen Plastikstreifen annähen, der ihn vor Verschmutzung schützen sollte. Der Kragen wurde ganz oben mit einem Haftel zugehakt. Einige unserer Lehrer und Ausbildner machten aus dem zugehakten Haftel einen wahren Kult. Wehe dem, der mit einer nicht zugehakten Uniformbluse angetroffen wurde! Nur bei dem Befehl „Marscherleichterung“ durfte das Haftel aufgemacht werden. Beim Exerzieren mußten wir sehr oft einen gendgrau lackierten Stahlhelm der ehemaligen Deutschen Wehrmacht aufsetzen. Ansonst trugen wir im Kasernenbereich die kleidsame österreichische Bergmütze. Mit der Tellerkappe, die wir beim Dienst als Tagcharge, bei Meldungen und Rapporten sowie beim Ausgang tragen mußten, kam ich mir etwas kasperlmäßig vor. Insgeheim nannte ich die uns als Ehrenkleid eingeredete Uniform das „Kasperlgewand“. Diese Meinung hütete ich aber als mein Privatgeheimnis. Nur die Alpinkleidung, bestehend aus Keilhose, Bergmütze und Anorak, schätzte ich sehr, denn mein Berufsziel war ja der Alpindienst. An Uniformstücken bekamen wir zwei Uniformblusen und zwei lange Hosen aus Tuch, ein Paar Stoffgamaschen, eine Achselrolle aus Tuch, zwei Wintermäntel, zwei Leibriemen, ein Paar Stadtschuhe und ein Paar genagelte hohe Schuhe, ein Paar Wollhandschuhe, eine Tellerkappe, eine Bergmütze und einen deutschen Wehrmachtsstahlhelm. An sonstiger Ausrüstung erhielten wir, wie bereits erwähnt, einen Karabiner 98 K, ein Bajonett mit Portepee,

einen Stoffrucksack, eine Patrouillierungstasche aus Leder, eine Trillerpfeife, Schließketten, eine Taschenlampe, zwei Verbandpäckchen und eine Schreibmappe. Später konnten wir auf Kosten unseres Massaguthabens eine Schihose und Schischuhe eingeben. Die Uniformen bestanden aus einer neuen und einer gebrauchten Garnitur. Alle Uniformstücke wurden in ein „Massabuch“ eingetragen, und unser Massaguthaben wurde damit belastet. Dieses Massaguthaben, aus dem unsere Uniformierung bestritten wurde, war ein Teil unserer Entlohnung. Nur die Waffen und anderen Ausrüstungsstücke galten als Rüstungs- und Sonderbekleidungssorten; sie blieben wie die Gesetzesbücher Staatseigentum.

Unsere Arbeitskleidung

Durch den militärischen Drill sollten wir uns als Uniformträger und damit als Repräsentanten der Staatsgewalt standesgemäß verhalten lernen. Die in unseren Augen fetzigen Uniformen wurden uns immer wieder als Ehrenkleid hingestellt. Uns waren die schneidigen und paßgenauen Uniformen der reichsdeutschen Gendarmerie und Wehrmacht noch zu gut in Erinnerung. Einige Uniformfanatiker, die dafür Geld übrig hatten, kauften sich für Ausgehzwekke hellbraune, aus US-Armeebeständen stammende Gabardinehosen, und ganz besonders eitle Kollegen ließen sich von einem weithin bekannten volksdeutschen Schuhmachermeister in Pfarrkirchen elegante Offiziersstiefel machen und dazu passende Breeches schneidern. Manche Kameraden gaben sogar für gestickte Silbersterne Geld aus. Ich aber hielt die Uniform für eine Arbeitskleidung, für ein mit dem Beruf verbundenes notwendiges Übel und sparte mein Geld lieber für eine Schnürlsamt-Kletterhose sowie eine Rollfilmkamera.

Die Instruktoren

Unser Tapferkeitsleutnant

Der militärische Ausbildner meiner Gruppe war ein ehemaliger „Tapferkeitsleutnant“, ein Bauernsohn aus dem wegen der Rauflust der Burschen berüchtigten Innviertel. Im Krieg hatte er das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz, die Silberne Nahkampfspange und das Deutsche Kreuz in Gold für seine Tapferkeit an der Front erhalten. Er war ein ganz patenter Bursche und am Exerzierplatz zu Hause, ging jedoch mit Papier und Feder ungern um. Deshalb ernannte er einen Maturanten aus unserer Gruppe heimlich zu seinem Privatsekretär, der für ihn den Schriftverkehr erledigen mußte. Wenn eine Exerzierübung präzise geklappt hatte, gab es eine Rauchpause. Deshalb nahmen wir uns alle sehr zusammen, damit wir wieder zu einer Belohnungspause kamen.

Der „Sturminspektor Rayonsberger“

Der Kommandant der 1. Gruppe war ein älterer Herr Rayonsinspektor namens Sturmberger und bereits in der Zwischenkriegszeit Gendarm gewesen – ein altösterreichischer Kommißknopf, der durch seine devote Strammheit auffiel. Bei den Schuhabsätzen ließ er sich extra große Absatzeisen, die über den Absatz hinausragten, anbringen. Damit konnte er es beim Hakenzusammenschlagen ordentlich knallen lassen. Wenn er aus dem Bett stieg, zog er sofort die Uniformhose und die Schuhe an sowie – als für ihn wichtigsten Uniformbestandteil – die Gamaschen. Letztere, von uns abwertend „Flohdackerln“ genannt, waren Stoffbänder aus Uniformtuch, die mittels zweier Knöpfe geschlossen wurden. Durch die Gamaschen wurden die Hosenröhren unten zusammengehalten; dadurch sollte das Eindringen von Schmutz und Feuchtigkeit in die Schuhe verhindert werden. Mit den Flohdackerln hatten wir ständigen Ärger, weil die Hose nie richtig hielt und der Herr Rayonsinspektor ständig einen Grund zu Beanstandungen hatte. Was den Lehrern das Kragenhaftel war, das waren dem Rayonsinspektor die Gamaschen.

Im Laufe meiner Dienstzeit lernte ich noch einen anderen Uniformfetischisten kennen. Seine Hauptaufgabe als Schulkommandant bestand darin, die Untergebenen ständig darauf zu überwachen, daß sie die Handschuhe in der linken Hand, mit den Fingern nach vorne, trugen, damit die rechte Hand zum Salutieren